

Leonora Leitl

HELD HERMANN

Als ich Hitler im
Garten vergrub



TYROLIA

Leonora Leitl

HELD
HERMANN

Als ich Hitler
im Garten vergrub

Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien





FRÜHLING

Peng! Der Stein trifft ihn mit voller Wucht genau zwischen den Augen und hinterlässt ein ausgefranztes Loch auf seiner Stirn. Laut klirrend geht er zu Boden. Die Scherben malen ein gruseliges Spinnwebenmuster in sein Gesicht. Es ist mir, als würde er mich anschreien: »Harrt wie Kruppstahl, zäääh wie Leder!« Ich stehe wie versteinert, die verräterische Schleuder wiegt schwer in meiner Hand. Wäre ich jetzt ein sich duellierender Wildwestheld, würde meine Steinschleuder bestimmt rauchen. Und wahrscheinlich würde ich mich auch besser fühlen. Siegreicher, heldenhafter vielleicht?

»Verdammte Erde, Hermann! Du hast den Führer von der Wand geschossen!« Kurts laute Stimme reißt mich aus meinen Tagträumen. Das Führerbild liegt demoliert, begraben unter einem Glascherbenhaufen, zu meinen Füßen.

»Gratuliere, fast so gut wie in ›Die Rache der Gottlosen!« Sein Lob kann mich nicht recht begeistern.

»Wenn auch nicht recht gut überlegt.« Kurt grinst.

»Ja, haha, das war auch nicht so geplant!« Etwas ratlos blicke ich auf das ruinierte Bild.

Manchmal passieren mir solche Dinge. Einfach so. Ich sehe das Führerbild vorschriftsmäßig an der Wand hängen. Ich beobachte meine Hände beim Spannen der Schleuder. Ich sehe den Stein, wie von Zaubermagie, durch unsere Küche segeln, sehe ihn das Loch in die Führer-

stirn reißen, sehe den Führer für den Bruchteil einer Sekunde mich böse anstarren, sehe das Bild klirrend von der Wand fallen und am Boden zerschellen. Als würde ich gar nicht dazugehören. Als würde mich das alles gar nichts angehen.

Breitbeinig wirft sich mein Bruder vor dem zerstörten Führer in Pose und bellt: »Jetzt werrrrd ich dir einmal was sagen, dir und allen anderen miesen Plutokraten! Die Zeit wird kommen, in der wir euch und euresgleichen ein für alle Mal ausrrrrradieren werrrrden!« Dazu wirft er mit starrem Blick sein Haar in den Nacken.

»Was bitte sind diese miesen Plutokraten?«, will ich wissen.

Kurt schaut mich stutzig an: »Keine Ahnung, hat der Kerl im Kino neulich von sich gegeben.«

Manchmal schleichen sich Kurt und sein Freund Alfred nach der Kartenkontrolle ins Kino. Und weil Alfreds großer Bruder der Kartenabreißer ist, sind sie noch nie erwischt und abgemahnt worden.

Kurt findet solche Sachen witzig. Wie auch die Sache mit dem Absturz des Führerbildes gerade eben.

Kurt ist dreizehn, also ein Jahr älter als ich, und wenn ich in Freistadt schon als wild gelte, so wird Kurt als mittlere Katastrophe eingestuft. Kurt hat keine Angst und keinen Respekt, sagt Mama immer. Vor nichts und niemandem. Einzig, allein vor meinen Gruselgeschichten und das kann ich selbst kaum glauben. Aber Mörderin Lilly ist sogar für Kurt zu viel.

»Hinterlistige Bewohner vom Planeten Pluto!«, meint Kurt unvermittelt.

»Was?« frage ich entgeistert.

»Na, die Plutokraten!«

Kurt weiß, dass ich ihm das nicht abnehme. Er will mich nur zum Lachen bringen.

Das ist eine von seinen besten Eigenschaften: Ganz egal wie unangenehm oder sogar aussichtslos die Lage ist, Kurt schafft es immer, die Sache mit Humor zu nehmen.

Vorsichtig wischt er die Glasscherben vom Führerbild. Dabei schneidet er sich in den Finger, sein Blut verschmiert sich auf der Wange des Führers. Kurt spuckt auf das Bild, versucht den Blutfleck wegzuwischen, was nur mäßig gelingt. Schön langsam dämmert mir das Ausmaß meiner Schandtat. Das Loch scheint immer größer zu werden, der Führer mich immer grimmiger anzuschauen. Gemeinsam versuchen wir, das zerrissene Papier wieder einigermaßen in Form zu bringen, drücken die ausgefranst Ecken zurecht.

»Schaut doch fast wie neu aus«, meint Kurt optimistisch. Der Führer starrt uns verächtlich, zerknittert und rotwangig an. Ich komme nicht dazu, etwas zu erwidern, denn im selben Moment landet die Hand meiner Mutter klatschend in meinem Gesicht. Eine schallende Watsche malt ihre rote Spur auf meine Wange.

»Seid's ihr's denn komplett narrisch geworden?! Hundsbuben, elendige!« Ich habe sie gar nicht kommen gehört. Mutter hastet zum Küchenfenster, reißt die Vorhänge zu, obwohl draußen helllichter Tag ist.

»Wenn das wer sieht!«, zischt sie bedrohlich. »Denkt ihr Mistbuben überhaupt nicht nach? Ihr bringt uns noch alle ins Grab!«

Ihr Blick ist scharf. »Die Preslmayer! Wenn die das mitbekommt, dann sind wir geliefert!« Obwohl sie mittlerweile flüstert, ist der Zorn in ihrer Stimme deutlich zu hören. Mutter reißt Kurt den malträtierten Führer aus der Hand. Letzte Glasscherben rieseln zu Boden.

»Fällt fast gar nicht auf«, murmle ich leise. Mama schnaubt, spuckt



dem Führer auf die Wange und wischt am roten Fleck. Mittlerweile sieht es so aus, als hätte der Führer Rouge aufgetragen.

»Er muss vom Fenster weg!«, kommandiert Mutter. »In die finstere Ecke neben der Tür! Dort fällt hoffentlich nicht so auf, dass er kein Glas mehr hat.«

»Man sieht ihn dann auch gleich, wenn man zur Tür hereinkommt«, versuche ich Mama zu besänftigen.

»Ja, geradezu genial«, witzelt Kurt und fährt sich durch seine schwarzen Lockenhaare. Mutter seufzt tief. Sie kramt den Hammer und einen verbogenen Nagel aus der Holzkiste unter dem Ofen heraus, schlägt den Nagel in die Wand und hängt das Führerbild an seinen neuen Platz. Zweifelnd betrachtet sie es, dann faucht sie uns an: »Kein Wort zu irgendwem! Ist das klar?«

Ich schiele verstohlen auf die Spitzen meiner zerschlissenen Schuhe. »Ist das klar?« Mutter nimmt mein Kinn in ihre Hand, hebt es an und zwingt mich sie anzuschauen. Meine blauen Augen habe ich von ihr geerbt. Sehr arisch, sehr deutsch, würde der Schinagl sagen.

Alle unsere Schulbücher sind voll von blonden, blauäugigen Menschen, die ihre Blicke heroisch in eine glückselige Zukunft richten. Man sieht sie aber auch im Kino, in der Zeitung, auf Plakaten, sogar auf der Seifenverpackung. Alle blond, alle blauäugig.

»Du wurrrdest von der Vorrrehung auserwählt ein teutscher Knabe zu sein, ein Teil des Teutschen Volkes!«, hat mich der Schinagl einmal angeplärrt. Unsere weichen, runden, Mühlviertler »ds« sind dabei zu harten, germanischen »ts« geworden und bei jedem einzelnen hat er mich angespuckt. Dabei war er von seinen eigenen Worten so ergriffen, dass er es gar nicht gemerkt hat.

Ich frage mich bis heute, warum uns die Vorsehung immer als Teil des deutschen Volkes ansieht, wenn wir doch Österreicher sind. Ob sich die Vorsehung auch irren kann? In meiner Familie ist keiner blond und keiner deutsch. Wir haben nur diese arischen blauen Augen. Und die haben wir uns nicht ausgesucht.

»Hermann, ist das klar?« Mutter wird ungeduldig.

»Ist klar«, murme ich und begreife endlich, in welche Gefahr ich uns alle hätte bringen können. Ein Führerbild muss in jedem Haushalt hängen. Und zwar intakt und nicht malträtiert.

»Der Hermann ist ja nicht blöd!«, verteidigt mich Kurt. Mama schnaubt: »Da bin ich mir manchmal nicht so sicher!«

Mit einem Ruck zieht sie den Küchenvorhang wieder auf, späht nach draußen und lässt sich, als die Luft rein zu sein scheint, erschöpft auf den Küchensessel sinken. Sie hat den ganzen Tag die Wäsche für die gnädige Frau gewaschen. Müde reibt sie ihren Knöchel und starrt gedankenverloren zum Ofen.

Das Feuer ist noch nicht ganz heruntergebrannt, durch einen schmalen Schlitz in der Tür kann man die züngelnden Flammen sehen. Man hört ihr Zischen, das Knacken und Knistern. Wenn man lange genug in die Flammen starrt, dann überkommt einen irgendwann einmal das tröstliche Gefühl, dass alles gut werden könnte. Dass alles nur halb so schlimm wäre, dass unser Vater zurückkommen könnte, dass der Krieg irgendwann ein Ende hätte. Aber das darf man nur denken, wenn man in die Flammen starrt. Man darf es niemals sagen. Niemals.

Leise nehme ich Besen und Schaufel und kehre die Glasscherben zusammen. Ich schiele zum Führer. Der grinst mich siegessicher an, so als würde er flüstern: »Siehst du Jungchen, deine Mutter macht alles,

was ich will! Sie gehorcht mir. Nur mir!« Dazu höre ich ihn hämisch kichern. Ich werde wütend. Auf das Bild. Auf Mama. Auf mich. Ich fühle, wie sich die Wut in meiner Brust breitmacht. Wie sie mich drückt, wie sie herauswill. Ein komisches, ungutes Gefühl.

Beschämt schlüpfte ich mit den Glasscherben durch die Tür in den Garten hinaus. Unsere Eineinhalb-Zimmer-Wohnung befindet sich in einem Nebengebäude eines kleinen Bauernhauses. Wir wohnen im Erdgeschoß, über uns, im Hinterhaus, hat der alte Professor Weber sein Zimmer. Im Hauptgebäude, das aus zwei Zimmern und einem angebauten Stall besteht, wohnt die Hausfrau, die Preslmayer, unsere Vermieterin. Rundherum gibt es noch weitere Hütten, ein Plumpsklo, einen Hühnerstall und den Saustall, in dem die Preslmayer ihr einziges Schwein, die Walfriede, hält. Das Lieblingstier der Preslmayer ist ihr Gockelhahn. Der heißt Gustav Adolf. Ein Adolf in der Familie schadet nicht, sagt die Preslmayer. Uns nervt der Adolf, weil er im Sommer ab vier Uhr in der Früh zu krähen beginnt.

Ich schleiche mit meiner Schaufel am Haus der Preslmayer vorbei, bis ganz hinten in den Garten. Dort unterm Hollerbusch grabe ich ein Loch. Darin lasse ich die Scherben verschwinden. Dann fühle ich mich besser. So als hätte ich Diebesgut verscharrt.

»Deine Mutter macht alles was ich will!«, hallt die boshafte Führerstimme in meinem Kopf. »Sicher nicht!«, fauche ich und trample so lange auf dem Erdhaufen herum, bis er völlig platt ist. Zufrieden marschiere ich in unsere Küche zurück.

Inzwischen hat die Rosatante meine kleine Schwester Hedi im Leiterwagen nach Hause gebracht. Wenn Mutter mit der Wäsche der gnädigen Frau zu tun hat, passt sie auf Hedi auf.

Lederertal



»Jessas, Marantana, es is a bisserl später worden«, entschuldigt sie sich. Hedi ist im Leiterwagen eingeschlafen. Als Mutter sie aufhebt, beginnt sie zu quengeln, und Mutter streichelt sie liebevoll. Sie flüstert ihr tröstende Worte zu, herzt und wiegt sie.

»Ist schon gut, Rosa. Magst noch a bisserl hereinkommen?« Die Rosatante wehrt ab. Sie habe zu tun.

»Danke jedenfalls!«, ruft Mutter ihr nach.

»Es war mir eine große Freude!« Die Rosatante winkt über die Schulter.

Die Rosatante ist der einzige Mensch, dem ich wirklich glaube, dass er gerne auf Hedi aufpasst. Meine kleine Schwester ist fünf und ein schrecklicher Quälgeist. Aber die Rosatante hat sonst niemanden. Ihr Mann und ihr Sohn sind im Krieg gefallen.

Die Rosatante ist eine von Mamas zwei Schwestern. Als sie noch sehr viel jünger waren, haben sie in Winterberg gewohnt. Das liegt in der Böhmei.

Einmal im Jahr leiht Papa für uns alle Fahrräder aus. Dann radeln wir von Freistadt bis nach Winterberg und besuchen dort unsere Verwandten. Obwohl sie in der Böhmei leben, reden die auch alle Deutsch. Am Anfang ist dieser Ausflug immer recht lustig. Aber der Weg ist lang, man muss einen ganzen Tag fahren. Bis wir dann dort sind, ist es eine furchtbare Plagerei.

Mutter bäckt Palatschinken für uns. Hedi trinkt warme Milch. Sie ist so müde, dass ihr fast die Augen zufallen.

»Brauchst gar nicht so zu schauen, Kurt!« Mama schupft ihm eine Palatschinke auf den Teller.

»Ich schau nicht so«, verteidigt sich Kurt.

Aber ich hab es auch gesehen. Es war Kurts Gibt-es-kein-Fleisch-

Blick. Mama hat recht. Diesen Blick könnte er sich langsam abgewöhnen. Fleisch gibt es kaum noch und schon gar nicht unter der Woche.

»Sogar mit Fleischkarten bekommt man keins mehr«, sagt Mama bitter. Früher soll es sonntags gelegentlich sogar Braten oder Rindfleisch gegeben haben. Aber das ist so lange her, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann.

Kurt und ich lesen manchmal in Mutters Kochbuch »Hofkoch Friedrich J. Hampels Wiener Küche«. Da gibt es Fleischgerichte noch und nöcher. Es wird von Hauswurst-Erzeugung geschrieben, von Kesselfleisch und Presswurstfülle, von Spanferlkelleber mit Speck, gerösteten Schweinsniernkeln und falschem Wildschwein im Topf. Auf Seite 299 müssen Kurt und ich immer lachen: Dillenschöpfernes wird da gekocht. Weiß der Kuckuck, was das sein soll. Wir lieben das Kochbuch. Und wir hätten auch gerne Spanferkel oder sogar dieses Schöpfernes, Hauptsache wieder einmal Fleisch.

Als das Fleisch knapper wurde, hat immer Papa die ganze Ration bekommen. Weil er harte Arbeit in der Brauerei verrichtete und hart arbeitende Männer mehr Energie verbrauchen. Kurt und ich zählen noch nicht zu den Männern. Und eigentlich sind wir sehr froh darüber. Männer müssen hart wie Kruppstahl sein und zäh wie Leder. Sie müssen in den Krieg einrücken und wenn sie dann zurückkommen, sind sie tot wie Fliegen.

In der Nacht weckt mich ein Geräusch. Schlaftrunken wälze ich mich in meinem Klappbett herum, blinzele zur untersten Ausziehlade der Kommode, in der meine Schwester liegt. Es ist dunkel in der Küche, aber ich erkenne, dass sich Hedi in ihrem Bett nicht rührt. Falscher Alarm.

Ich drehe mich um und will weiterschlafen. Aber da ist es wieder. Ein Flüstern. Redet da jemand am Gang draußen? Was ist da los? Aber ich bin so müde, dass ich keinen klaren Gedanken fassen kann.

Ein leiser Rumppler lässt mich erneut aufhorchen. Gefolgt von einem unterdrückten Schnaufen. Das muss Mama sein. Sie ist mit ihrem Schlapfen wohl an die Türschwelle gestoßen. Ich höre sie mit irgendetwas rascheln.

Mama hätte bei Winnetou in die Schule gehen sollen. Der hätte ihr beigebracht, wie man lautlos schleicht. Ein leises Quietschen verrät mir, dass sie bei ihrem Bett im halben Zimmer angekommen ist. Abgesehen von vereinzelt Schnaufen ist es nun wieder ruhig in der Wohnung. Sanft sinke ich in meine Träume hinüber. Der Schlaf ist stärker als meine Neugier.

Von Heldinnen und Helden und anderen
tapferen Menschen

Eine Jugend in den letzten Jahren des 2. Weltkriegs.
Geprägt von HJ-Stunden und Lebensmittelknappheit.
Aber auch von Bubenstreichen und Taubenjagen. Von
einer sozialistischen Gesinnung, die eigentlich verboten
ist. Und von einem Geheimnis der Erwachsenen, das
es auszuspionieren gilt.

Ein beeindruckendes Buch,
das dieser besonderen Zeit
ein ganz eigenes Denkmal setzt



ISBN 978-3-7022-3872-8



9 783702 238728

www.tyrolia-verlag.at